

# Philosophische Bemerkungen zur Postwachstumsökonomie

in der Ringvorlesung „Postwachstumsökonomie“ am 29. April 2009

*Reinhard Schulz*

## **Thesen**

1. Das Nachdenken über „Postwachstumsökonomie“ verspricht einmal mehr Auswege aus einer lang andauernden und mit dem ambivalenten wissenschaftlich-technischen Fortschrittsmodell der Moderne sich mehr und mehr zuspitzenden Bewusstseinskrise aufzeigen zu können. Dabei sind die negativen Folgen des durch naturwissenschaftlich-technischen Fortschritt ermöglichten wirtschaftlichen Wachstums nur Symptome und keineswegs Ursache einer viel tiefer liegenden Sinnkrise.
2. Aristoteles' Unterscheidung zwischen notwendiger und nicht notwendiger Erwerbskunst eignet sich als diagnostisches Hilfsmittel, um die gegenwärtigen Verdinglichungstendenzen und die Ausbreitung instrumenteller Einstellungen als Folgen der Ökonomisierung kritisieren zu können.
3. Ökonomie in einem ursprünglichen antiken haushälterischen Sinn lässt sich von Naturwissenschaft, Technik, Philosophie, Politik, Metaphysik und den schönen Künsten gar nicht trennen.
4. Moderne Marktwirtschaft führt im Schulterschluss mit Naturwissenschaft und Technik zu der merkwürdigen Zweideutigkeit eines ungebremsen Machtwillens schrankenloser Naturbeherrschung bei gleichzeitiger Ergebnislosigkeit in Naturgesetze als einem mathematischem „Totenreich“ rigoroser Leb- und Empfindungslosigkeit.
5. Seit dem 18. Jahrhundert rückt die Ökonomie aus der aristotelischen Trias von Ethik, Ökonomie und Politik endgültig heraus und jede moderne Gesellschaft wird als „Gesellschaft im Übergang“ (Koselleck) zum Austragungsort je spezifischer Sonder- und Allgemeininteressen.
6. Als „Postwachstumsökonomie“ könnte jener gesellschaftliche Zustand begriffen werden, in dem „der Finanzhaushalt der politischen Gemeinschaften und der wirtschaftlichen Unternehmen mit dem Haushalt der Natur in direkte Korrelation gesetzt werden muss“ (Koselleck).

### **Quellen:**

Rudolf Boehm: Ökonomie und Metaphysik, Würzburg 2004  
Reinhard Koselleck: Begriffsgeschichten, Frankfurt/M. 2006  
Christoph Horn / Christof Rapp (Hg.): Wörterbuch der antiken Philosophie, München 2002

„Sieht man vom asketischen Ideale (Verneinung des Lebens als Sinn des Lebens) ab: so hatte der Mensch, das *Tier* Mensch, bisher keinen Sinn. Sein Dasein auf Erden

enthielt kein Ziel; wozu Mensch überhaupt – war eine Frage ohne Antwort; der *Wille* für Mensch und Erde fehlte [...] Das eben bedeutet das asketische Ideal; dass etwas *fehlte*, [...]“ Der Mensch „*litt* am Problem seines Sinns. Er *litt* auch sonst [...], aber *nicht* das Leiden selbst war sein Problem, sondern, dass die Antwort fehlte für den Schrei der Frage ‚*wozu* leiden?‘ Der Mensch, das tapferste und leidgewohnteste Tier, verneint an sich *nicht* das Leiden; er *will* es, er sucht es selbst auf, vorausgesetzt, dass man ihm einen *Sinn* dafür aufzeigt, ein *Dazu* des Leidens. Die Sinnlosigkeit des Leidens, *nicht* das Leiden, war der Fluch, der bisher über der Menschheit ausgebreitet lag – und das asketische Ideal bot ihr einen *Sinn*! Es war bisher der einzige Sinn [...]“ (F. Nietzsche: *Was bedeuten asketische Ideale?*, 1887, § 28)

Das Zitat enthält eine kulturhistorische und eine anthropologische Behauptung. Kulturhistorisch wären wir nur allzu bereit, im weitesten Sinne Leid auf uns zu nehmen, wenn dies nur verspricht, unserem Leben neuen Sinn zu geben; schätzten vor allem wir westlichen Menschen – gewiss nicht die ganze Weltbevölkerung – nicht einen *Sinn* unseres Lebens höher ein als unser bloßes Überleben, bliebe die Weltgeschichte der Menschheit weitestgehend unbegreiflich. Anthropologisch haben wir es hingegen mit dem erklärungsbedürftigen Paradox zu tun, dass die Menschen den Sinn ihres *Leidens* allein in einem Sinn und Mehr allen Leidens suchten und fanden. Dies bezeugt sich in der globalisierten neuzeitlich-technischen Zivilisation als Nachfolgerin des asketischen Ideals und eines sich darin verbergenden und dem Einsichtigen bekundenden ungebremsten Machtwillens. (Man denke nur daran, wie wenig seit 1972, dem Erscheinungsjahr von „Die Grenzen des Wachstums“ des Club of Rome passiert ist.) Heutzutage sind wir alles andere als Asketen, vielmehr noch die Ärmsten unter uns vor allem „Verbraucher, Verschwender und Schlemmer“: Aber bieten wir nicht das aberwitzige Schauspiel eines Verhaltens von vollkommenen *Asketen*?

Ich möchte nun tiefer (metaphysischer) ansetzen, um nicht bei den Symptomen stehen zu bleiben. Dabei lohnt sich ein Blick in Aristoteles' *Politik*:

„Das Wohlleben ist an das Übermaß des Besitzes geknüpft und darum flüchtet man zu der Kunst (heute: Kompetenz), die dieses Übermaß gewährt und so das Genussleben erlaubt. Kann man aber den Überfluss nicht durch die Erwerbskunst erzielen, so versucht man es auf anderen Wegen und macht in diesem Bestreben von allen menschlichen Vermögen und Vorzügen einen widernatürlichen Gebrauch. Denn die Mannhaftigkeit z.B. soll nicht Schätze häufen, sondern Mut verleihen, und ebenso

wenig soll das die Feldherrnkunst und die Heilkunst, sondern die eine soll den Sieg, die andere die Gesundheit bringen. Jene Menschen aber machen aus allen diesen Dingen einen Gelderwerb, als wäre das das Ziel, worauf alles bezogen werden müsste.

So hätten wir denn einmal von der nicht notwendigen Erwerbskunst gesprochen und dargelegt, was sie ist und warum sie zum Bedürfnis für uns wird, und dann auch von der notwendigen Erwerbskunst, der Sorge für den Unterhalt, von der wir gezeigt haben, dass sie von der ersten verschieden ist und von Natur zur Hausverwaltung gehört, auch einem Erwerbe nachgeht, der nicht wie der andere ohne Grenze ist, sondern einen Schranke hat.“ (Aristoteles: *Politik*, 1. Buch, 9. Kap., Schluss)

Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang, dass die von Aristoteles beschriebene Verdinglichung menschlicher Lebensbezüge schon längst nicht mehr auf den Gelderwerb beschränkt bleibt, sondern heute getreu diesem ökonomischen Modell auf alle Lebensbereiche ausgreift. Gerne und mit gewisser Abscheu zitiert, greife ich dabei auf Beispiele aus dem akademischen Alltag zurück, wie sie jüngst von Jürgen Kaube von der FAZ in *Bestanden? Aber wir haben doch gar nichts gelernt!* (2.1.2009) beschrieben wurden:

„Das Elend der Bildungsdebatte liegt in der Unfähigkeit, die Schule als Schule und die Universität als Universität (wie die Fechtkunst oder die Gesundheit bei Aristoteles) wertzuschätzen: ihre Anforderungen, ihren Eigensinn, ihre bessere Tradition. [...]

Das Wort „Kompetenz“ hieß früher einmal „Zuständigkeit“, ist aber inzwischen als betriebswirtschaftlich-erziehungswissenschaftlicher Doppelbalg zum geschwollenen Ersatzbegriff für „Können“ geworden. In der Folge gibt es nichts mehr, wozu man nicht kompetent gemacht werden kann: Teamkompetenz, interkulturelle Kompetenz, Konfliktkompetenz, Unterstreichungskompetenz. Dies alles sind keine erfundenen Fälle, sondern Einträge in der endlosen Liste der Unterrichtsziele neuester Pädagogik. [...]

Irgendwann hat sich dieser Eindruck auch den Schülern und Studenten mitgeteilt. Vielen von ihnen erscheinen Abitur und Studium inzwischen nur noch als Hindernisse, die sie vom wirklichen Leben trennen. An den Universitäten wird ihnen diese instrumentelle Einstellung zum Lesen, Denken und Problemlösen unter dem Titel „Bologna-Prozess“ heute geradezu aufgezwungen.“

Ich schweife mit diesem Zitat nur scheinbar ab, weil die beschriebenen Auswirkungen durchweg der unseligen Allianz von Technik und Ökonomie geschuldet sind, die im Prinzip auch schon Aristoteles mit seiner Unterscheidung von Haushalten und Erwerb im Blick hatte. Dem soll noch etwas genauer nachgegangen werden. Im gewissen Sinne ist alles für den Menschen Ökonomie, wenn man darunter nicht Wachstum und Schrumpfung, sondern im schlichten griechischen Wortsinn Haushalten versteht.

Ökonomie wäre damit:

1. die Theorie und Praxis (im heute gebräuchlichen Sinne dieser Worte) eines geschickten, zweckmäßigen Haushaltens mit einer ganzen Fülle materieller (Grund und Boden, Ackerbau, Viehzucht, Berg-, Haus- Straßenbau, Bewässerung, Werkzeuge usw.) und immaterieller Mittel (Wissenschaft und Technik).
2. Jede ökonomische Praxis setzt immer schon eine Naturkunde (später Naturwissenschaft) voraus, eine Kenntnis der Beschaffenheit von Böden, Wasser und Klima, von Gestein, Gewächs und Getier, von der physischen Beschaffenheit des Menschen und der Brauchbarkeit der Werkzeuge.
3. Der Erfolg von Naturwissenschaft und Technik hängt wiederum von ihrer Methode ab, deren Ermittlung Aufgabe der Philosophie (metaphysische Anfangsgründe von Naturwissenschaft. Technik und Ökonomie) wäre.
4. Weiterhin müssen die Mitglieder einer Gemeinschaft motiviert werden, ihre Arbeitskräfte entsprechend solchen philosophischen, wissenschaftlichen und technischen Einsichten und Interessen einzusetzen. Dies ist Aufgabe von Kunst, im Sinne von techné/Kunstfertigkeit, und Politik.
5. Politik, deren eine Ökonomie zu ihrer ‚praktischen‘ Umsetzung bedarf, braucht darüber hinaus eine ‚Wissenschaft vom Menschen‘ (Existenzphilosophie), die auf Forschung beruht, da eine Menschenkenntnis auf Grund bloßer alltäglicher ‚Erfahrung‘ nicht ohne weiteres lehrt, was für die Führung einer geschickten Politik zu wissen notwendig ist.
6. Da Natur- und Existenzphilosophie schwerlich voneinander zu trennen sind, bedarf es weiterhin einer ‚Ersten Philosophie‘ und damit der Metaphysik.
7. Schließlich bedarf die praktische Umsetzung der Ökonomie wie der Politik der Kunst des Ausdrucks und damit der ‚schönen Künste‘.

Nur eine nach diesem antiken Vorbild einer ‚höheren Kultur‘ verpflichtete Ökonomie würde m.E. den Namen einer *Postwachstumsökonomie* verdienen.

Die moderne Marktwirtschaft steht demgegenüber nicht im Gegensatz zu einer Planwirtschaft, sondern als *Angebotswirtschaft* im Gegensatz zu einer *Nachfragewirtschaft*. Ursprünglich bis zur Entstehung des neuzeitlichen ‚Kapitalismus‘ war *alle* Ökonomie genau dies: Haushalten mit den verfügbaren Mitteln (den ‚materiellen‘ und den ‚intellektuellen‘, den ‚naturegebenen‘ und den ‚kulturgegebenen‘), um einer (aufgrund der von Menschen empfundenen Bedürfnisse) anwesenden Nachfrage nach Möglichkeit zu entsprechen.

Ich möchte nun abschließend unter Bezugnahme auf den Historiker Reinhart Koselleck über die spezifischen Schwierigkeiten der Durchsetzung z.B. einer *Postwachstumsökonomie* sprechen.

Die erste Schwierigkeit besteht in der Moderne im Übergang von der politisch bürgerlichen Gesellschaft zur ökonomisch determinierten heutigen Gesellschaft. Der Begriff „Ökonomie“ wurde erst im 18. Jahrhundert vor allem über Adam Smith theoretisch und hat sich seitdem ständig ausgeweitet. Anknüpfend an die Bemerkungen über Aristoteles bezog sich die Lehre vom *oikos* auf die Hauswirtschaft und auf die Binnenherrschaft über ein Haus. Dieser konkrete und erfahrungsgesättigte Begriff der Ökonomie rückte in der Neuzeit aus der aristotelischen Trias von Ethik, Ökonomie und Politik heraus, um sich als eigenständiger Bereich einer rein interessengeleiteten bürgerlichen Gesellschaft auszudifferenzieren. ‚Ökonomie‘ bezieht sich seitdem auf größere, auf territoriale, staatliche, nationale und schließlich auf weltweite Bedürfnisvernetzungen und stetige Bedürfnissteigerungen. Es ist der Bereich der staatsübergreifenden, kapitalabhängigen, wissenschaftlich-technisch vorangetriebenen Industriegesellschaft, die nunmehr als „bürgerlich“ begriffen wurde. Deren Dynamik erfasst seitdem den ganzen Globus und wird heute erstmals von außen, von nicht-ökonomischen Faktoren, nämlich ökologisch – neuerdings auch religiös – in Frage gestellt. Wodurch ich auch die Frage nach einer *Postwachstumsökonomie* motiviert sehe.

Waren die Haushalte und so die Lehren vom *oikos* früher der Polis und später dem Staat ein- und untergeordnet, so sprengte die neuzeitliche Ökonomie alle Grenzen. Während Aristoteles die Spannungen zwischen wirtschaftlicher Ungleichheit und rechtlicher Gleichheit innerhalb der Polis noch einbinden konnte, führte dieser Gegensatz im 19. Jahrhundert zu einer Ausdifferenzierung der politisch-staatlichen und der ökonomisch-sozialen Sphären. Der empirische Druck und Vorrang wirtschaftlicher Bedürfnissteigerung und –befriedigung nötigte die Staaten mehr und mehr zu

reagieren. Soziale Folgekosten der Industrialisierung, die sich einer direkten staatlichen Steuerung entzogen, drängten hoch. So hat sich das Verhältnis von Politik und Ökonomie umgekehrt. So tauchten Widersprüche auf zwischen Moral, Ökonomie, Politik und Recht, die nunmehr geschichtlich erklärt wurden; jede Gesellschaft wurde als Gesellschaft im Übergang begriffen, wobei über die Stufen der Herkunft, mehr noch über die offenen Wege in die Zukunft gestritten wurde. Es ist diese aufbrechende Differenz zwischen Vergangenheit und Zukunft, diese *Verzeitlichung*, die den Status der aristotelischen Theorie grundsätzlich in Frage stellen musste und auf die „Verschränkung von Sonder- und Allgemeininteressen“ und deren Durchsetzung in der modernen Gesellschaft ausstrahlt.